

## KULTUR-KOLUMNE

# Vom Immunsystem der Zeit



VON  
JOSÉ F.A.  
OLIVER

**E**s ist wieder dunkler geworden. So plötzlich und schier unbemerkt. Quasi im Schlaf. (Meine Damen und Herrn!). Bezüge sich dieser erste Gedanke ausschließlich auf die Zeitumstellung im vergangenen Oktober und sein alljährlich wiederkehrender zweiter Part im Doppel-Ritual, ein bekanntes Spiel um Zeit und Licht, es wäre einfach. Einen Zeigersprung vorwärts, im Frühjahr; und später, im Herbst, einen Zeigersprung zurück. Wie wir alle wissen, hauptsächlich der Energie wegen.

Ja, bezüge sich diese, sagen wir „Zeitbestimmung“ ausschließlich auf diese beiden Anlässe oder Einschnitte, man könnte bei der Lektüre meiner Kolumne an eine pure Binsenweisheit denken. Trotz der durchaus streitbaren Tatsache, dass wir letzten Endes ja keine Uhrzeitenwahl hatten und haben. Sei man nun ein ausgesprochener Gegner oder ein vehementer Befürworter der uns seit Jahren geläufigen Zeitumstellung. Wir alle haben unsere Uhren danach zu richten.

Aber. Das Bild der zurückgesetzten oder vorgestellten Uhren, die spätere oder frühere Dunkelheit am Abend – dient auch als Metapher. Ein Sinnbild für das beispielsweise, was wir im Augenblick erleben. Die Pandemie ist mit voller Wucht zurück, sagen die einen. Die anderen sagen, sie habe uns noch nie verlassen. Es wurde lediglich

zu viel verschlafen. Aus welchen Gründen auch immer. Jetzt tickt die Covid-Uhr also wieder lauter denn je. Bayern im Katastrophenfall, Österreich rigoros im 2G-Modus, Frankreich vor einer mehr oder weniger, so könnte man es lesen, „verpflichtenden“ dritten Impfung etc., etc., usw.

Ich erspare es mir und Ihnen, weitere Beispiele aufzuzählen, weil Sie, geschätzte Leserin, verehrter Leser, ja eh wissen, was Sache ist. Wie meinte mein Schwager vor ein paar Tagen auf gut Alemannisch: „Entweder isch vorher alles falsch gsi, was mr gmocht hen, oder jetzt isch alles falsch, was mr moche.“

## Verzwickte Situation

Diesem Gefühl beziehungsweise diesen Sätzen ist im Grunde nichts hinzuzufügen. Ja, es fällt zunehmend schwerer, Worte zu finden. Für das, was geschieht; was wir geschehen machen und was mit uns geschieht. Ich stelle mir deshalb auch die Frage und erlaube mir ein „wir“: Wie passiv sind wir aktiv und wie aktiv sind wir passiv? Eine verzwickte Situation, und die Aggressionen nehmen zu.

Wie damit umgehen? Schwierig, schwierig. Stellen Sie sich vor, Sie wären es, Sie müssten die Entscheidungen treffen, was gesamtgesellschaftlich vertretbar wäre und was nicht. Ich gebe es frank und frei zu, dass ich bisweilen nicht mehr so richtig weiß, was ich denken soll. Auch Zweifel ist eine Art von Virus, und wir wissen nicht erst seit dem Melodram von Rainer Werner Fassbinder aus dem Jahr 1974, dass „Angst (fr)essen Seele auf“.

Ich will noch mehr gestehen. Dieser Tage beschäftigt mich mehr denn je die Frage,

wie ich mit all den verschiedenen Meinungen wirklich ins Gespräch kommen kann. Wie dem anderen begegnen. Wie könnte es mir gelingen, Durchdachtes von „Undurchdachtem“ zu trennen, um mich selbst in eine Entscheidungsreife zu bringen und mich so zu verhalten, dass das soziale Gefüge nicht noch stärker ausfranst und möglicherweise dermaßen auf der Kippe steht, dass die Uhren irgendwann in jeder Hinsicht 5 vor 12 stehen werden. Wie gelingt es uns, eine „Kultur des Dialogs“ zu fördern, ohne sofort in diese oder jene Ecke gestellt zu sein, bisweilen jemanden dorthin zu drängen oder selbst dorthin gedrängt zu werden.

Vielleicht, indem wir bei uns selbst anfangen. Ich denke zurzeit häufig an die erkenntnisreichen Sätze des mexikanischen Lyrikers und Essayisten Octavio Paz, der in den 80er Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts für sein Lebenswerk den Nobelpreis für Literatur erhalten hatte und den ich leider persönlich nicht mehr kennenlernen konnte, weil er ein paar Monate, bevor wir uns anlässlich einer Buchpublikation von mir in Mexiko begegnen sollten, verstorben war. Von ihm stammen die so aufbauenden und damit hoffnungsfrohen Sätze: „Den Anderen verstehen zu wollen ist ein widersprüchliches Ideal: es verlangt von uns, dass wir uns ändern, ohne anders zu werden, der Andere zu sein, ohne uns selbst aufzugeben.“ Welch ungeheuerliches Leitmotiv! Und wieder kann ich nur sagen: „schwierig, schwierig“.

Aber! Nicht unmöglich. Vielleicht wäre ja die dunklere Jahreszeit eine gute Geste der Natur, sich wieder eindringlicher den Dingen

zu widmen, die einen zutiefst beschäftigen. Eine alte, heute leider viel zu vernachlässigte literarische Form der Mitteilung, auch derjenigen, sich selber etwas zu sagen, wäre der Brief, die schönste Schreib-Form ins Persönliche. Wie wäre es, bevor man einen Brief an andere adressierte, erst einmal sich selbst zu schreiben. Es brauchte wahrscheinlich größeren Mut, die Fragen – ich spreche noch nicht von Antworten – an sich selbst zu richten.

## Brief an sich selbst

Vielleicht schenkte ein „Brief an sich selbst“ ein wenig Klarheit, bevor man dann auf andere zugeht, mit anderen spräche. Im übertragenen Sinn wäre die Lektüre eines Buches auch ein Schritt in diese Richtung, weil man sich ja immer selbst auch mitliest, wenn man einen fremden Text zur Lektüre auswählt. Ich lese in diesen Tagen beispielsweise ein erhellend erzählendes Buch des Virologen Hendrik Streeck. Sein Titel: „Unser Immunsystem – wie es Bakterien, Viren & Co. abwehrt und wie wir es stärken“.

Was sich wie ein roter Faden durch den sehr überzeugenden Text zieht, ist die menschliche Haltung des Virologen. Ein inspirierender Satz, der auch in einem „Brief an die Zukunft“ hätten stehen können: „Es gibt nur eine Welt, und wir leben auf dieser Welt gemeinsam.“

In diesem Sinne, denken Sie an sich im Anderen. Dann stärken wir auch unser seelisches Immunsystem.

**Bis bald!**